

ENGAGEMENT UND TEILHABE ALS RESSOURCEN DER IDENTITÄTSGEWINNUNG IN SPÄTMODERNEN GESELLSCHAFTEN

Heiner Keupp

Vortrag bei der Konferenz für Kinder- und Jugendarbeit des Fachbereiches Kinder und Jugendarbeit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau am 23. Februar 2008

Zusammenfassung

Partizipation ist eine zentrale Rahmenvoraussetzung für produktive Projekte der Identitätsarbeit in einer spätmodernen Gesellschaft. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass es keine dauerhaften und stabilen Bezugspunkte für die individuelle Lebensführung gibt. Identitätsarbeit kann heute nicht als Übernahme von traditionellen kulturellen Entwurfsschablonen gelingen, sondern erfordert einen aktiven Prozess identitärer Passungsarbeit. Projekte des bürgerschaftlichen Engagements lassen sich als bedeutsame Formen dieser Passungsarbeit ansehen. In ihnen werden zivilgesellschaftliche Schlüsselqualifikationen als Basiskompetenzen der Lebensbewältigung erworben. Daraus folgt, (1) dass Partizipation nicht nur als eine „Schönwetterkür“ angesehen werden darf, sondern als eine „Verwirklichungschance“ für gelingendes Leben und (2) dass die reale gesellschaftliche Ungleichverteilung dieser Ressource durch Empowermentstrategien zu verändern ist.

Der 10. Kinder- und Jugendbericht hat klare Grundsätze für die Beteiligung von Heranwachsenden geschaffen. Dort werden Heranwachsende, Kinder und Jugendliche, als „Subjekte“ benannt und das heißt: „Nur weil Kinder Subjekte sind und sich in ihrem Subjekt-Sein entfalten, können Kinder zu aktiven Mitgliedern in Beziehungen und Gruppen, in Institutionen und der Gesellschaft werden“ (1998, S. 288). An anderer Stelle wird festgestellt: „Dann, wenn Kinder sich als Subjekte selber mit dem auseinandersetzen können, was ihre Gesellschaft ihnen an Kultur vermachen will, sehen wir die Wahrscheinlichkeit als am höchsten an, dass die nachwachsende Generation aus einer Haltung innerer Autonomie kritisch-einfühlsam übernehmen und weiterführen wird, was die Erwachsenen ihr anbieten. (...) Auf diesem Grundgedanken beruht auch das Vorhaben, Kinder an der Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse zu beteiligen, soweit immer es möglich erscheint“ (S. 18).

Die Bundesregierung hat nach der Wahl 1998 das Thema Partizipation aufgenommen und 1999 den Auftrag „Modelle gesellschaftlicher Beteiligung von Kindern und

Jugendlichen“ an das Deutsche Jugendinstitut vergeben. Außerdem ist eine Bundesinitiative „Beteiligungsbewegung“ entstanden. Die Ministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend stellt im Vorwort der Broschüre „Partizipation – ein Kinderspiel?“ fest: „Mir ist ... eines besonders wichtig: Beteiligung ist überall möglich und erforderlich, wo Kinder und Jugendliche leben; sie ist möglich in allen Altersstufen und mit allen Kindern“ (in Bruner, Winklhofer & Zinser 2001, S. 5). Im 11. Kinder- und Jugendbericht wird das Partizipationsthema in seiner Verbindlichkeit noch weiter zugespitzt: Kinder und Jugendliche „erheben zurecht einen Anspruch darauf, dass ihre Formen gesellschaftlichen Engagements nicht lediglich aus einer Defizitperspektive betrachtet, sondern als ihr spezifischer Beitrag zur Gestaltung des Gemeinwesens anerkannt werden. Es geht schließlich um die Gestaltung ihrer eigenen Zukunft. Maßnahmen zur Stärkung der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen dürfen sich deshalb nicht auf die symbolische Ebene beschränken“ (11. Kinder- und Jugendbericht 2002, S. 48).

Und schließlich liefert auch der 12. Kinder- und Jugendbericht, der im letzten Jahr veröffentlicht wurde, eine Fülle programmatischer Anknüpfungspunkte. Ich beschränke auf das Thema der „kulturellen Partizipation“. Dort heißt es: „Kulturelle Partizipation befördert die Bereiche der Rezeption, der Kommunikation und der Produktion. Die kulturell bezogenen Lern- und Erlebnisorte vermitteln einen vielfältigen Erwerb entsprechender Kompetenzen (instrumentell, kulturell, sozial, personal). Die jeweiligen kulturellen Inhalte und Angebote stellen für Kinder und Jugendliche eine Bandbreite von Handlungsmöglichkeiten, Lebenskonzepten und Lebensmodellen sowie Antworten auf Fragen nach Welterklärung und Lebenssinn zur Verfügung. Kinder und Jugendliche interessieren an diesen Orten jedoch nicht nur die kulturellen Angebote, sondern auch und im Besonderen die Begegnung mit anderen Kindern und Jugendlichen. Dabei werden kommunikative Prozesse in Gang gesetzt (z.B. der Austausch von Eindrücken, Meinungen und Kritiken). Die gemeinsamen Erfahrungen fördern das Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl. Kinder und Jugendliche haben ferner eine hohe Bereitschaft zum emotionalen Miterleben sowie zur Identifikation (aufgrund der Nachvollziehbarkeit von Situationen oder des Auftretens entsprechender Identifikationsfiguren). Die kulturellen Orte des Lernens und (Mit-)Erlebens repräsentieren schließlich Öffentlichkeit, denn ein erheblicher Anteil der kulturellen Arbeit basiert auf ehrenamtlichem Engagement von Kindern und Jugendlichen sowie Erwachsenen“ (2006, S. 230).

In solchen programmatischen Formulierungen wird der hohe Stellenwert sichtbar, den Fachleute aus der Jugend- und Jugendhilfeforschung dem Thema Partizipation

einräumen. Es wird auch deutlich, dass es hier nicht nur um ein paar Freiräume geht, in denen Heranwachsende im Sinne der klassischen Schülermitverwaltung eine Art Partizipation light angeboten bekommen und wenn es wirklich ernst wird, erfolgt dann doch wieder eine Regulation durch ein Top-down-Modell.

Wie kommt man zum bürgerschaftlichen Engagement?

Zunächst zu der Frage, wie Menschen eigentlich einen Weg ins bürgerschaftliche Engagement finden? Das klassische Ehrenamt, vor allem die mit ihm verbundenen Positionen hatten den Charakter einer Karriere mit berechenbaren Aufstiegschancen oder gar einen dynastischen Charakter. In meinen ersten Engagements war es wie eine Art familiärer Thronfolge: Meine älteren Geschwister waren die Leiter der evangelischen Jungenschar im fränkischen Heimatdorf. Wenn dann das Abitur bewältigt war und das Studium zum Verlassen des Dorfes zwang, wurde die Jugendleitertaufgabe an die nächst Jüngeren in der Altershierarchie weitergereicht. Im Posaunenchor gab es einen ähnlichen Ablauf. Als Jüngster in meiner Familie durfte ich mit dem Tenorhorn einsteigen. Es war kein Führungsinstrument – im Unterschied zu 1. Trompete oder Tuba, die meine älteren Brüder spielten. Es war ein echter „Aufstieg“ in der Hierarchie des Posaunenchores, als ich das Flügelhorn meines Bruders übernahm und damit war ich ein „Führungsspieler“. Abweichend war eigentlich nur mein Karrieresprung im Turnverein. Dort waren die Ämter besonders dynastisch angelegt: Der 1. Vorsitzende hat fast ein halbes Jahrhundert „geherrscht“ und sein Nachfolger auch mehr als zwei Jahrzehnte. Aus Mangel an geeigneten Kandidaten wurde ich mit 17 zum Oberturnwart gewählt und das hatte sicher mit meinem Gymnasiastenstatus zu tun. Es stand nämlich eine 100-Jahrfeier an und da brauchte man wohl jemanden, der des Schreibens und Organisierens kundig war. Untypisch an meiner Karriere im Turnverein waren der schnelle Sprung nach oben und die kurze Befristung. Mit 19 Jahren habe ich meine Tätigkeit als Oberturnwart aufgegeben, das Studium führte mich in die fremde Großstadt. Das war also schon eine vorweg genommene Version des projektförmigen Engagements.

Was kann ich aus diesen eigenen Urfahrungen für unser Thema folgern? Aus spezifischen Milieus ist man mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in Ehrenamtspositionen gekommen. Diese Milieus enthielten Modelle und Vorbilder und eine „einbettende Kultur“, in der es genügend Hinweisreize dafür gab, wie die Ämter auszufüllen waren. In den traditionellen Milieus gab es typische Karriereverläufe, auf die die nachwachsenden Generationen antizipatorisch hinsozialisiert wurden. Auch wenn man dann in den Ämtern noch einiges zu lernen hatte, war es doch im Ansatz ver-

trautes Wissen. Es gab „Schnittmuster“, nach denen die eigene Identität im ehrenamtlichen Bereich organisiert werden konnte.

Wenn wir gelegentlich etwas hochtrabend vom Paradigmenwechsel sprechen, in dem das „alte Ehrenamt“ durch das „bürgerschaftliche Engagement“ abgelöst würde, dann wird gerade unter dem fokussierten Blickwinkel einiges deutlich: Engagement folgt immer weniger diesen Schnittmustern und ebenso wenig verlaufen heute Identitätsentwicklungen in solchen vorgezeichneten Bahnen. Wenn die Sozialwissenschaftler die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse der Gegenwart als „disembedding“ beschreiben, dann meinen sie genau dieses. Die klar vorgezeichneten und verlässlichen Bahnen beruflicher, ehrenamtlicher und privater Lebensverläufe lösen sich immer mehr auf. Aus den Normalbiographien werden immer mehr Wahlbiographien. Helmut Fend (1988) charakterisiert diese neu entstehenden biographischen Muster unter anderem durch zunehmende "Freiheitsgrade des Handelns" und ebenso die "Erweiterungen von Möglichkeitsräumen" (ebd.). "Erweiterte Möglichkeiten bedeuten aber auch geringere Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. (...) Damit werden aber Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten" (1988, S.296). Diese Analyse kann man problemlos auch auf das Bürgerengagement übertragen. Mein alter Turnvereinsboss hatte klare Vorstellungen von meinem Amt als Oberturnwart und er gab mir unzweideutige Hinweise, damit ich diesen Vorstellungen auch entsprechen konnte. Was aber könnte Hinführung zum zivilgesellschaftlichen Engagement in der Spätmoderne heißen? Dies erfordert zum einen eine Klärung dessen, was wir unter Zivilgesellschaft verstehen wollen und zum anderen ist danach zu fragen, wie Menschen in einer solchen Gesellschaft ihr Leben organisieren und ihre Identität finden. Bürgerschaftliches Engagement vollzieht sich im Schnittbereich dieser beiden Fragen:

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen.

Hier schließt meine zweite Frage unmittelbar an:

Wo und wie erwirbt man die Schlüsselqualifikationen gelingender Lebensbewältigung?

Es geht offensichtlich um die Förderung und Vermittlung spezifischer Fähigkeiten, also um Bildungsziele. Wie können Bildungsprozesse einen förderlichen Einfluss auf

die persönliche und berufliche Entwicklung eines Menschen nehmen? Welche Bedeutung haben dabei familiäre und schulische Formungsprozesse. Im heutigen Jargon ist nach der Relevanz formeller und informeller Lernprozesse zu fragen. Ich hatte kürzlich die Gelegenheit meinen eigenen Bildungsgang unter dieser Perspektive zu beleuchten. Mein Gymnasium feierte ihr 75jähriges Jubiläum und wollte von mir einen Beitrag zu seiner Festschrift. Also habe ich mich gefragt, was waren prägende Anteile des Schulcurriculums und der informellen Erfahrungsmöglichkeiten. Mit einem kurzen Ausschnitt möchte ich in mein Thema einführen.

Es ist für mich relativ klar, welchen Anteil meine Herkunftsfamilie, eine Akademiker-Großfamilie im ländlichen Milieu, an meiner „Menschwerdung“ hatte. Diese familiäre Imprägnierung wirkt bis heute nach. Aber welche sozialisatorische Bedeutung hatte daneben die Schule? Als Fahrschüler, der ich in all den neun Jahren war, ist man im Schnitt 7 bis 8 Stunden täglich dem elterlichen Erziehungseinfluss entzogen und Schule wird in jedem Fall zu einer nachhaltig prägenden Sozialisationsinstanz. Aber welchen Anteil an diesen Prägungsjahren hat denn Schule selbst als ein Unterrichtssystem, das nach einem strukturierten Lehrplan Wissensbestände an Heranwachsende vermittelt? Wie stark sind denn meine nächsten Sozialisationsstufen wie Studium und Beruf durch das schulische Curriculum geprägt worden? Ich kann diese Frage nicht für alle Gymnasiasten beantworten, denn ich habe sie nie zu meinem Forschungsthema gemacht. Ich kann sie nur aus eigener Erfahrung als – möglicherweise sehr untypischen - Einzelfall bedenken.

Bei meiner Fächerkombination von Psychologie und Soziologie ist die gestellte Frage ja noch schwieriger zu beantworten als bei jenen, die ihren späteren Beruf genau so gewählt haben, dass ihre schulischen Leistungen einen geraden Pfad zu Studium und Beruf gebildet haben (z.B. die Mathe- und Physikasse, die halt Mathe und/oder Physik studiert haben). Die Leistungen in welchen Fächern könnten denn eine günstige Prognose für Psychologie und Soziologie abgeben? Beim Nachdenken über meinen eigenen Weg bis hin zum Hochschullehrer hatten die informellen Bildungschancen einen großen Stellenwert. Meine Neugier auf soziale Beziehungen und Zusammenhänge sind an der Nahtstelle von Familie und Dorf entstanden und meine selbstbestimmte Leistungsbereitschaft hat sich im Sport entwickelt, allerdings auch mit einer wichtigen Schnittstelle zu meiner Schule.

Es war schon von dem großen Anteil die Rede, die der Sport in meinem Leben neben der Schule hatte. Aber er hatte auch in der Schule seine Bedeutung. In meiner Familie wurde viel Sport getrieben. An den Sonntagnachmittagen gab es im Sommer bei gutem Wetter Faustballturniere. Vater zeigte uns mit Bohnenstangen wie

toll Speere durch die Luft segeln können. Gegenüber meinen älteren Brüdern waren meine Leistungen nicht der Rede wert. Dann gab es ein Schlüsselerlebnis für mich, einen Vereinswettbewerb im Dorf, der auf der Basis der Punktetabelle der Bundesjugendspiele durchgeführt wurde. Der CVJM-Mannschaft ist ein Leistungsträger ausgefallen und da musste ich als Lückenbüßer ran. Meine drei bzw. fünf Jahre älteren Brüder sind selbstverständlich schneller gelaufen, weiter gesprungen und haben weiter geworfen, aber meine Ergebnisse brachten mehr Punkte und trugen ganz wesentlich zum tollen Abschneiden der CVJM-Mannschaft bei. Meine Mutter erzählte mir später oft, wie meine älteren Brüder ganz überrascht waren: „Mensch, der Kleine!“

Das sportförderliche Familienmilieu war das eine, das eigene Talent zu nehmen und etwas daraus zu machen, war das andere. Ich wollte mein Kapital mehren, aber wer könnte aus dem leichtathletischen Talent einen echten Spitzenmann machen? Da war in meinem Dorf der Fußballer und Turner nicht viel zu holen. Das musste man schon irgendwie in die eigenen Hände nehmen. Und so habe ich mir Bücher zur Trainingslehre besorgt und eine Fachzeitschrift abonniert und jeden Tag trainiert. Gerade technische Disziplinen wie Kugelstoßen, Diskuswerfen und Speerwerfen erfordern sehr viel Training. Der Pfarrhof und die Wiese hinter unserem Garten waren meine Trainingsstätten und ich war mein eigener Trainer. Erfolge kamen in der Jugend B (bis 16) und setzten sich in der Jugend A (bis 18) fort und sie wurden wahrgenommen. Mein Großvater abonnierte die „Frankenpost“ zusätzlich zum „Selber Tagblatt“, weil dort die bessere regionale Sportberichterstattung war. Er wollte meine Erfolge schwarz auf weiß lesen. Das war Anerkennung. Bei der bayerischen Meisterschaft in Würzburg wurde ich von einem Konkurrenten von 1860 München gefragt, wer denn mein Trainer sei, antworte ich, das sei ich selber. Ungläubiges Staunen – auch das war Anerkennung. Bei den oberfränkischen Meisterschaften hatte ich im Kugelstoßen einen prominenten Konkurrenten aus Bayreuth: Wolf-Siegfried Wagner, einen Urenkel von Richard Wagner. Ein guter Leichtathlet, aber auch mit langen blonden Jahren ein Jung-Siegfried. Als er sich dann hinter mir einreihen musste, der ich mit Sportschuhen aus der DDR (ein Geschenk meiner Patentante) und ohne Claqueure gewonnen hatte, war das auch ein gutes Gefühl. Und Anerkennung gab es dann auch für den 17-Jährigen, den der TV 1860 Thierstein zu seinem Oberturnwart wählte, ein arbeits- aber auch privilegienreiches Amt (schließlich durfte ich jetzt alle Mädchen- und Frauenturnstunden visitieren und mich mit „Hilfestellungen“ nützlich machen). In diesem Amt ist eine 100-Jahrfeier auszurichten gewesen, eine nicht unkomplizierte logistische Aufgabe, die an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit ging, die dann aber zu einem Erfolg wurde. Mein Sahnehäubchen war dann noch einer oberfränkischer Kugelstoßrekord bei meinem eigenen Turnfest, obwohl

ich die Tage davor kaum zum Schlafen kam. Das war wieder so ein Meilenstein in meiner Entwicklung: Ein Jugendlicher nimmt etwas selbst in Hand, spürt das Vertrauen der Erwachsenen und holt sich aus dem Gelingen Motivation dafür, weiterzugehen. „Selbstsozialisation“ nennen das die Fachleute. Aber es geht nicht um den einsamen Cowboy, der sich allein durch die Prärie schlägt, niemandem vertraut und mit niemandem teilt. Es geht vielmehr um Lernprozesse, die nicht von Erwachsenen geplant und kontrolliert werden. Diese unterstützen im Hintergrund, sie trauen einem etwas zu und freuen sich mit. Sie vermitteln das wichtige Gefühl der Anerkennung, ohne das gelingende Selbstfindung sich nicht vollziehen kann.

Was zeigt dieser kurze Blick auf meine Biographie? Zukunftschancen für Heranwachsende werden offensichtlich nicht nur durch „formelle Bildungsangebote“ verteilt, sondern vor allem auch durch „informelle Bildung“, die sich im Alltag von Familien, Nachbarschaft, Kultur, Freizeit und Jugendarbeit vollzieht.

Von PISA, zu therapeutischen Feldern bis in Organisationsentwicklung hinein steht heute die Frage auf der Agenda, welche Lebenskompetenzen für eine souveräne Lebensbewältigung „an der Zeit“ sind. In einer individualisierten Gesellschaft, in der die Menschen ihre Biographien immer weniger in den gesicherten Identitätsgehäusen der Berufsarbeit einrichten können, in der die traditionellen Geschlechterrollen ihre Façon verloren haben und in der Lebenssinn zur Eigenleistung der Subjekte wird, sind vermehrt Fähigkeiten zur Selbstorganisation in den sozialen Mikrowelten gefordert. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen, wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen. Sie müssen in der Lage sein, ein Berufsleben ohne Zukunftsgarantien zu managen, ihren individuellen Lebenssinn ohne die Vorgabe von Meta-Erzählungen zu entwickeln und eine Komplexität von Weltverhältnissen auszuhalten, die nur noch in Sekten auf ein einfaches Maß reduziert werden kann. Gefordert ist eine Perspektive der „Selbstsorge“ (wie Michel Foucault es genannt hat) oder eine „Politik der Lebensführung“ (so Anthony Giddens).

„Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber

auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Diese bildet den Sauerteig einer zukunftsfähigen Demokratie. Dieser entsteht nicht aus einem moralischen Kraftakt, der den hedonistisch gesonnenen Subjekten als Opfer und Verzicht abverlangt werden muss. Er wird vielmehr aus einer Lebenspolitik der Selbstsorge erzeugt: Es ist nicht anstößig, sondern legitim und wertvoll gemeinschaftsförderliche Projekte aus eigenen Wünschen und Interessen heraus zu beginnen und voranzutreiben. Selbsthilfegruppen und die meisten Projekte bürgerschaftlichen Engagements gewinnen ihre Stärke und Vitalität genau aus einem solchen motivationalen Wurzelgeflecht.

Ziehen wir eine erste Zwischenbilanz: Die Konzepte Zivilgesellschaft und Identitätsarbeit verweisen aufeinander. Sie stellen auf der makro- und mikrosozialen Ebene die Frage danach, wie Menschen heute ihr Leben organisieren und ihre Identität finden sollen und welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sie dafür benötigen. Bürgerschaftliches Engagement vollzieht sich im Schnittbereich dieser beiden Fragen.

JUGENDSPEZIFISCHE ERFAHRUNGSWELTEN IM GESELLSCHAFTLICHEN WANDEL

Jugendspezifische Erfahrungswelten werden in einer Gesellschaft erheblich komplexer und risikoreicher, der zunehmend einheitliche Ziele und Werte abhanden kommen, die von der Pluralisierung der Lebensstile gekennzeichnet ist und in der sich die sozialstrukturell gegebenen objektiven Lebenschancen höchst unterschiedlich bieten. In einer solchen Gesellschaft wird die Lebensgestaltung zu einem risikoreichen Unternehmen, bei dem sich das Subjekt immer weniger auf vorgegebene Normen und Modelle beziehen kann. Der tief greifende soziokulturelle Umbruch, der sich gegenwärtig vollzieht, zeigt gerade bei Heranwachsenden seine "Kostenseite". Die Lebenssituation von Jugendlichen ist heute in der sozialen Lebenswelt durch eine ei-

gentümliche Spannung gekennzeichnet: Einerseits sind auch schon für Jugendliche die Freiheitsgrade für die Gestaltung der eigenen individuellen Lebensweise sehr hoch. Andererseits werden aber diese "Individualisierungschancen" erkaufte durch die Lockerung von sozialen und kulturellen Bindungen. Der Weg in die moderne Gesellschaft ist, so gesehen, auch ein Weg in eine zunehmende soziale und kulturelle Ungewissheit, in moralische und wertemäßige Widersprüchlichkeit und in eine erhebliche Zukunftsunsicherheit. Deswegen bringen die heutigen Lebensbedingungen auch so viele neue Formen von Belastung mit sich, Risiken des Leidens, des Unbehagens und der Unruhe, die teilweise die Bewältigungskapazität von Jugendlichen überfordern. Sie zahlen, um im Bild zu sprechen, einen "hohen Preis" für die fortgeschrittene Industrialisierung und Urbanisierung, der sich in körperlichen, psychischen und sozialen Belastungen ausdrückt (vgl. Furlong & Cartmel 1997).

Erwachsenwerden ist ein Projekt, das in eine Welt hineinführt, die zunehmend *unlesbar* geworden ist, für die unsere Erfahrungen und unsere Begriffe nicht ausreichen, um eine stimmige Interpretation oder eine verlässliche Prognose zu erreichen. Für diese Welt existiert kein Atlas, auf den Erwachsenen zurückgreifen könnten, um Heranwachsenden ihren möglichen Ort und den Weg dorthin erklären zu können. Insofern sind sie zunehmend auch selbst überfordert, Jugendlichen überzeugend zu vermitteln, worauf es bei einem gelingenden Leben ankommt. Jugend ist deshalb nicht nur eine Altersphase, deren Bewältigung schwieriger geworden ist. Sie ist auch deshalb komplizierter geworden, weil sie für die Erwachsenenwelt zu einer riesengroßen Projektionsfläche geworden ist, ein Experimentierfeld für zukunftsfähige Problemlösungen, aber auch eine Projektionsfläche für die eigenen Ängste und Verunsicherungen. So werden Heranwachsende ungeheuer überlastet mit projektiven Erwartungen von Erwachsenen und andererseits werden an ihnen die Wünsche nach einer geordneten Welt exekutiert, nach einer Welt, in der Grenzverletzungen, Chaotik und Ambivalenzen unter Kontrolle sind. Alles Beunruhigende soll weggesperrt oder ausgewiesen werden. Der Ruf nach polizeilichen Lösungen und die Reanimation alter heimpädagogischer Verschlusslösungen beziehen sich auf die „verlorene Generation“. Die „Kinder der Freiheit“ sollen sich hingegen mit Zukunftsoptimismus und dem „Laptop in der Lederhose“ (frei abgewandelter Slogan des CSU-Wahlkampfes 1998) auf die ungeahnten Möglichkeiten des neuen Kapitalismus einlassen.

Aber was ist gelungene Lebensbewältigung? Eine schwer zu beantwortende Frage und die Antworten können wohl immer nur zeitspezifisch gegeben werden. In der Lebensbewältigung verknüpfen sich kulturelle, soziale, psychische und körperliche Dimensionen menschlicher Existenz. Jugend bildet die Phase, in der die erste eigenständige Plattform für ein gelungenes Leben zu schaffen ist. Gerade bei Heranwach-

senden wird deutlich, dass die Bedingungen für ein gelingendes Leben sich jeweils nur in bezug auf eine spezifische soziokulturelle Epoche angeben lassen. Für die heutige Generation der Heranwachsenden wirken sich die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche in besonderer Weise aus.

Ich werte das, was mir die Suchmaschine Google anbietet, in regelmäßigen Abständen aus. Zwei Auswertungszeitpunkte möchte ich kurz vergleichen: Den 01.03.2004 und den 05.09.2007. Mit der Eingabe des Stichworts Krise wird man mit Informationen überhäuft. Interessant sind die Kombinationen.

DAS GOOGLE-KRISENTHERMOMETER 2004 (01.03.2004)

Lust	5.060.000	Krise und Alter	66.400
Spaß	2.360.000	Krise und Universität	62.000
Glück	1.400.000	Irakkrise	61.800
Angst	1.030.000	Krise und Schule	58.600
		Krise/Gemeinschaft	55.100
Krise	311.000	Krise und Werte	55.000
Krise/Deutschland	153.000	Krise und Gewalt	53.800
Krise und Politik	138.000	Krise und Gesundheit	44.600
Krise und Arbeit	116.000	Krise und Männer	44.200
Krise und USA	100.000	Krise und Jugend	39.600
Krise und Bildung	74.900	Krise und Terrorismus	25.300
Krise und Kinder	74.400	Pflegekrise	19.600
Krise und Frauen	71.900	Krise/Zuwanderung	7150

DAS GOOGLE-KRISENTHERMOMETER 2007 (05.09.2007)

Spaß	60.300.000	Krise/Bildung	1.840.000
Lust	56.000.000	Krise/Gesundheit	1.830.000
Angst	49.700.000	Krise und Alter	1.750.000
Glück	35.600.000	Irakkrise	1.650.000
Krise	11.800.000	Krise/Universität	1.640.000
Krise und USA	2.440.000	Krise und Männer	1.560.000
Krise und Politik	2.440.000	Krise und Gewalt	1.560.000
Krise/Deutschland	2.340.000	Krise und Jugend	1.420.000
Krise der Arbeit	2.020.000	Krise/Terrorismus	1.380.000
Krise und Familie	2.000.000	Krise und Klima	1.240.000

Krise/Wirtschaft	1.990.000	Krise und Armut	856.000
Krise und Kinder	1.910.000	Krise und Islam	766.000
Krise und Frauen	1.890.000	Krise und Rente	649.000
Krise und Schule	1.890.000	Krise/Ausländer	473.000

Anfang 2004 bringt es die Liaison von Deutschland und Krise auf den absoluten Spitzenwert, obwohl dieses Land noch nicht „gesundet“ ist, haben sich 1 ½ Jahre später andere Themen im Krisenthermometer vorgedrängt, z.B. – und das kann nicht überraschen – Europa, Arbeit und Wirtschaft. Die Krise der Wirtschaft hat sich rake-tenartig nach vorne geschoben. In der Krise waren aber nicht nur Politik, Gesellschaft, Medien, Kultur, auch die USA hatte einen hohen krisenproduzierenden Wert. Ansonsten konnte man gesellschaftliche Teilbereiche wie Bildung, Schule, Familie, Jugend, Alter, Energie und Gesundheit als aktuell sehr krisenträchtig einordnen. Hohe Werte sind auch mit den Geschlechterrollen verbunden, wobei die Situation der Frau deutlich häufiger mit Krise in Verbindung gebracht wird wie die der Männer. Werte sind von Krisen erfasst, vor allem auch das, was man sich als Gemeinschaft vorstellt. Themen wie Terrorismus oder Zuwanderung hätte man weiter oben in der Rangliste erwartet. Der Irakkrieg bzw. die aktuelle Situation im Irak wirkt offensichtlich noch ungeheuer nach und daneben sind es die Krisendynamiken rund um die Wirtschaftskrise und die Turbulenzen um die „Reform“ des Gesundheitswesens, die im öffentlichen Bewusstsein an Dramatik zugenommen haben. Dass das Krisenbewusstsein im Zusammenhang mit Kindern von allen Themen, die mit dem privaten Lebensbereich verbunden sind, den höchsten Wert aufweist und von 2004 auf 2005 noch einmal zugelegt hat, möchte ich aus guten Gründen als letzten Punkt ansprechen.

Auch das Angstthermometer bestätigt, dass die Beunruhigungen, die die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche auslösen, das individuelle Lebenssituation stark betrifft und das ist auch die zentrale Botschaft der Globalisierungsdiagnose von Anthony Giddens (2001), einem der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnostiker, der seinem neuesten Buch „Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert“ geschrieben hat: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben – Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegt überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Veränderungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen“ (S. 69).

Auf zwei notwendigen gedanklichen Pfaden könnte man jetzt weiter fragen, um das Krisenthema im Zusammenhang mit Kindern und Familien aufzuhebeln. Auf dem einen Pfad geht man der Frage nach, welche gesellschaftlichen Förderstrukturen Kinder und Familien brauchen und warum es unsere Gesellschaft nicht schafft, für Kinder und Familien solche förderlichen sozialen und materiellen Bedingungen zu schaffen. Auf dem anderen Pfad muss man sich auf die psychosozialen Entwicklungsbedingungen des Aufwachsens heute konzentrieren. Diesen zweiten Pfad werde ich vor allem verfolgen.

Eine Krise ist dadurch gekennzeichnet, dass Menschen aus der Normalität ihrer gewohnten und verlässlichen alltäglichen Selbstverständlichkeiten herausfallen. In diesen Selbstverständlichkeiten bündelt sich unser jeweils erreichtes Balancierungsverhältnis von inneren Welten mit dem, was wir als Realität erleben. In unserer alltäglichen Identitätsarbeit arbeiten wir an dieser Integration oder Passung. Krisen können durch akute lebensverändernde Ereignisse ausgelöst werden, die für einzelne Personen oder Mikrosysteme die Alltagsnormalitäten gefährden können. Es gibt aber auch Krisen der Normalität selber, wenn sich die Grundlagen eines soziokulturellen Systems so verändern, dass bislang tragfähige Schnittmuster der Lebensgestaltung ihre Tauglichkeit verlieren. In einer solchen „Normalitätskrise“ befinden wir uns gegenwärtig und mit dem Blick auf Heranwachsende bedeutet diese Aussage, dass die Normalitätsannahmen, die in die Identitätsprojekte der Erwachsenengeneration eingegangen sind, von Kindern und Jugendlichen nicht selbstverständlich als Grundlage für ihre eigenen Entwicklungsaufgaben und deren Bewältigung übernommen werden können.

Im weiteren Vorgehen werde ich zunächst fragen, was heute Identitätskonstruktionen zu leisten haben und welche Kompetenzen der Lebensbewältigung in einer Welt des globalisierten digitalen Kapitalismus erforderlich sind. Im weiteren versuche ich mich an der Beantwortung von vier zusammenhängenden Fragen:

- In welcher Gesellschaft leben wir?
- Welche Identitätskonstruktionen werden in einer solchen Gesellschaft notwendig?
- Welche Ressourcen brauchen Heranwachsende und ihre Familien zur produktiven Lebensbewältigung in einer solchen Gesellschaft?

IN WELCHER GESELLSCHAFT LEBEN WIR?

Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet. Ihr zunehmender Verlust an gesellschaftlicher Tragfähigkeit hat auch erhebliche Konsequenzen für das, was eine Gesellschaft als ihr „soziales Erbe“ begreift und das an eine heranwachsende Generation weitergegeben werden soll.

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.



Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die alltäglichen Lebensformen der Menschen heute prägen, dann kann man an dem Gedanken des „disembedding“ oder der Enttraditionalisierung anknüpfen. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tiefgreifende Individualisierung

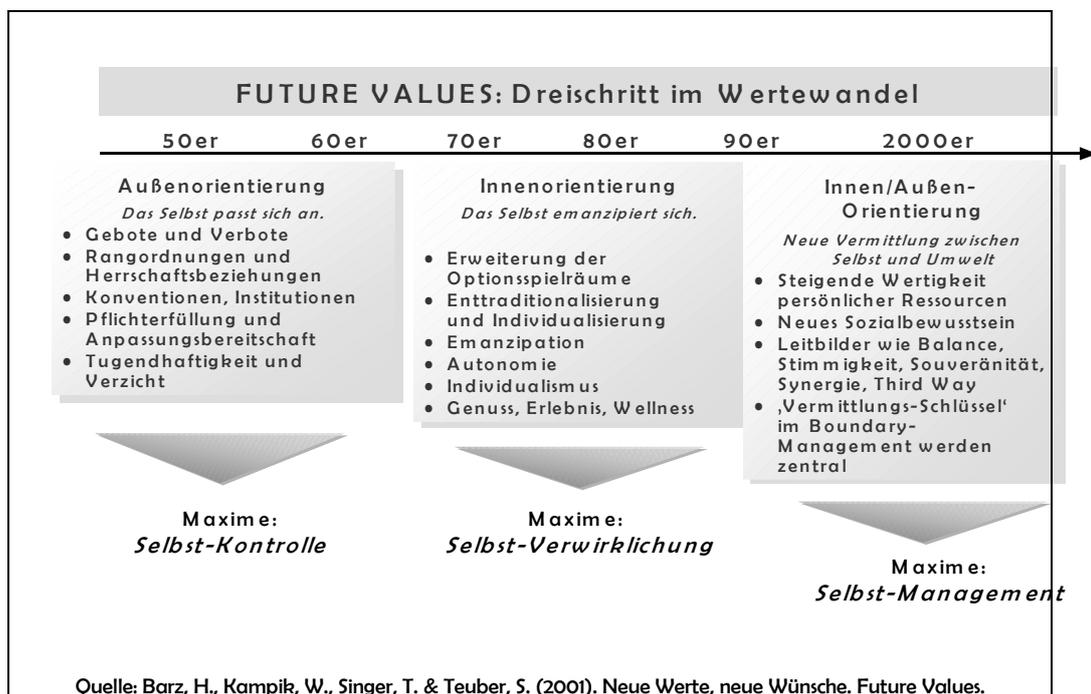
und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Klar ist, dass die Grenzüberschreitungen nicht mehr das Devianzproblem darstellen, sondern sie beginnen zur Normalerfahrung unserer globalisierten Netzwerkgesellschaft zu werden. Andererseits sind die Freiheiten des einzelnen nicht grenzenlos. Er muss seine Grenzen selbst einziehen, er muss Grenzmanagement betreiben und dabei gibt es die neuen normativen Eckpunkte der (Hyper-)Flexibilität, der Fitness und der Mobilität, die nicht straflos vernachlässigt werden dürfen.

Als ein weiteres Merkmal der „fluiden Gesellschaft“ wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u.a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt. Die Bereitschaft zu diesen lokalen Veränderungen folgt vor allem aus der Logik der Arbeitsmärkte, die ein flexibles Reagieren auf veränderte Marktbedingungen erfordert und die immer weniger beständige Betriebszugehörigkeiten sichert. Der „flexible Mensch“ (wie ihn Sennett 1998 beschrieben hat) – so jedenfalls die überall verkündete Botschaft – muss sich von der Idee der lebenslangen Loyalität gegenüber einer Firma lösen, er muss sich in seinem Arbeitsmarktverhalten an die ökonomisch gegebenen Netzwerkstrukturen anpassen. Das ist die Botschaft der vom einzelnen geforderten geistigen, seelischen und körperlichen „Fitness“: Sei bereit, dich auf alles einzulassen! Auch aus diesem Diskurs werden Heranwachsende von der Botschaft erreicht, dass sie bislang gesetzte Grenzen überschreiten können, ja müssen, wenn sie erfolgreich an dem gesellschaftlichen Wettbewerb um Chancen und Macht beteiligt sein wollen.

Individualisierung, Pluralisierung, Flexibilität und Mobilität gehören also immer mehr zu den Normalerfahrungen in unserer Gesellschaft. Sie beschreiben strukturelle gesellschaftliche Dynamiken, die die objektiven Lebensformen von Menschen heute prägen.

Unsere Vorstellungen vom „guten Leben“, also unsere zentralen normativen Bezugspunkte für unsere Lebensführung, haben sich im Gefolge dieses gesellschaftlichen Strukturwandels in den letzten 50 Jahren ebenso grundlegend verändert. Es wird von einer "kopernikanischen Wende" grundlegender Wertehaltungen gesprochen: "Dieser Wertewandel musste sich in Form der *Abwer-*

tion des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad akta gelegten) religiös gestützten, traditionellen *Gehorsams- und Verzichtsgesellschaft* vollzogen: Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind 'Tugenden' wie 'Gehorsam und Unterordnung', 'Bescheidenheit und Zurückhaltung', 'Einfühlung und Anpassung' und 'Fester Glauben an Gott'" (Gensicke 1994, S. 47). Dieser Wertewandel in der Nachkriegszeit lässt sich zu einem Dreischritt-Modell verdichten, das sich auch sehr gut eignet, um aufzuzeigen, wie sich im Gefolge dieser säkularen Werteverstärkung auch die Vorstellungen von Familie, von Geschlechterrollen und von Identität verändern:



Der Wertewandel, in dem sich Menschen im gesellschaftlichen Durchschnitt mit veränderten Vorstellungen von Lebenszielen und Lebensführung auf den gesellschaftlichen Umbruch beziehen, wird nicht selten als subjektiver „Freiheitsgewinn“ beschrieben. Genauso wichtig ist aber auch die Feststellung, dass das aus traditionellen Bindungen freigesetzte Individuum nicht frei ist, sich selbst zu entwerfen, sondern in hohem Maße auf Ressourcen angewiesen ist, deren Verfügbarkeit oder Zugänglichkeit über die Zukunftsfähigkeit der eigenen Lebensprojekte entscheidet.

Zusammenfassend können wir feststellen, dass wir in einer Gesellschaft leben, die gekennzeichnet ist durch

- ❖ tiefgreifende kultureller, politischer und ökonomischer Umbrüche, die durch einen global agierenden digitalen Netzwerkkapitalismus bestimmt werden;
- ❖ sich ändernde biographische Schnittmuster, die immer weniger aus bislang bestimmenden normalbiographischen Vorstellungen bezogen werden können;
- ❖ durch Wertewandel, der einerseits neue Lebenskonzepte stützt, der aber zugleich in seiner pluralisierten Form zu einem Verlust unbefragt als gültig angesehener Werte führt und mehr selbst begründete Wertentscheidungen verlangt;
- ❖ veränderte Geschlechterkonstruktionen, die gleichwohl untergründig wirksame patriarchale Normen und Familienmuster nicht überwunden haben;
- ❖ die Pluralisierung und Entstandardisierung familiärer Lebensmuster, deren Bestand immer weniger gesichert ist und von den beteiligten Personen hohe Eigenleistungen in der Beziehungsarbeit verlangt;
- ❖ die wachsende Ungleichheit im Zugang der Menschen zu materiellen, sozialen und symbolischem Kapital, die gleichzeitig auch zu einer ungleichen Verteilung von Lebenschancen führt;
- ❖ zunehmende Migration und daraus folgenden Erfahrungen mit kulturellen Differenzen und einem Patchwork der Verknüpfung dieser Differenzen zu neuen Hybriditäten, die aber von spezifischen Bevölkerungsgruppen als Bedrohung erlebt werden;
- ❖ wachsenden Einfluss der Medien, die nicht nur längst den Status einer zentralen Erziehungs- und Bildungsinstitution haben, sondern auch mit ihrem hohen Maß an Gewaltpräsentation zumindest die Gewöhnung an Gewalt wesentlich fördern;
- ❖ hegemonialen Ansprüche, die die Mittel von Krieg und Terror einsetzen, um ihre jeweiligen ideologischen Vorstellungen einer Weltordnung jenseits demokratischer Legitimation durchzusetzen.

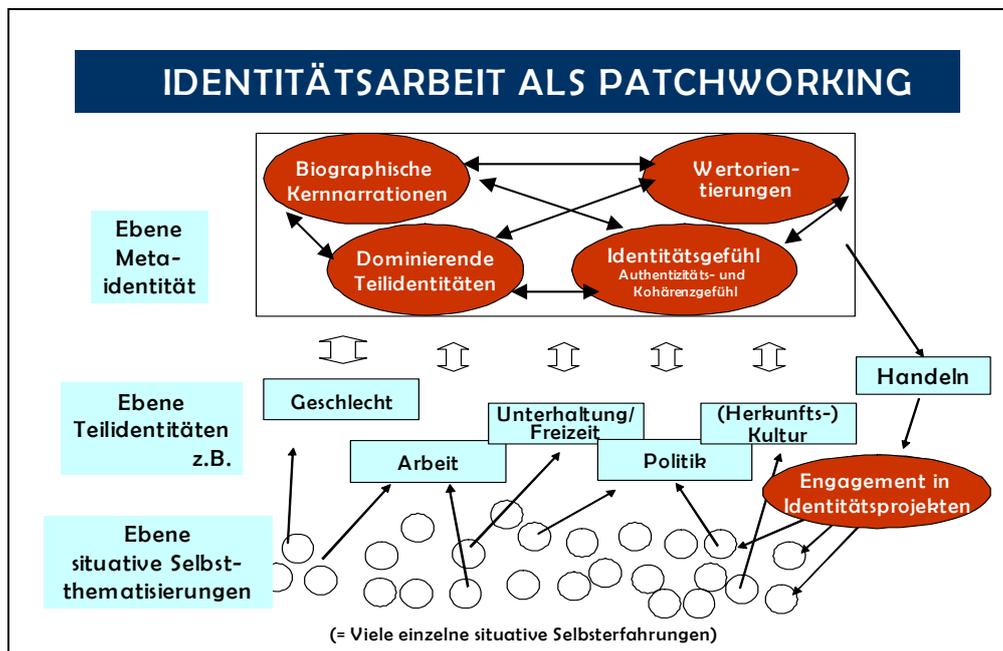
IDENTITÄTSARBEIT IN DER SPÄTMODERNEN GESELLSCHAFT

Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier meine thesenartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung

von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen der individuellen Lebensführung die bis dato stabilen kulturellen Rahmungen abhanden kommen und sich keine neuen verlässlichen Bezugspunkte der individuellen Lebensbewältigung herausbilden. Gegenwärtig befinden wir uns in einer solchen Phase.

Meine These bezieht sich genau darauf:

Identitätsarbeit hat als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. In Projekten bürgerschaftlichen Engagements wird diese Fähigkeit gebraucht und zugleich gefördert. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.



Viele der neuen Anforderung an die individuelle und kollektive Identitätsarbeit sind längst in das „neue Sozialbewusstsein“ der Menschen eingesickert. Das zeigen Untersuchungen hinreichend. Das Leben im Beziehungsnetzwerk und die Prozesse der Selbsteinbettung sind zur Selbstverständlichkeit geworden.

Dieses „neue Sozialbewusstsein“ könnte einen wesentlichen Beitrag zur zukunftsfähigen Gestaltung unserer Gesellschaft leisten und leistet es in einer Vielzahl von Initiativen und Projekten bürgerschaftlichen Engagements, aber unser politisch-gesellschaftliches Gefüge hat sich noch längst nicht als „aktivierender Staat“ erwiesen und in vielen Projekten werden die Erfahrungen gemacht, die Helmut Klages (2002) in seinem neuesten Buch „Der blockierte Mensch“ beschrieben hat. In der Enquetekommission zur „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ heißt es lapidar: „Anerkennung gehört zu den wichtigsten Formen der Förderung bürgerschaftlichen Engagements“¹. Wir brauchen keinen „Vater Staat“, der uns fürsorglich und obrigkeitlich sagt, was wir zu tun haben, sondern einen „ermöglichenden Staat“, der ermutigende Rahmenbedingungen schafft. Staatliches Handeln kann die in der „fluiden Gesellschaft“ nicht mehr als permanente Regulierung, sondern als Schaffung von Handlungsspielräumen und verlässlichen Ressourcen angelegt werden. Es geht um die Schaffung von kommunalen Infrastrukturen, die BürgerInnen, Politik, Verwaltung, Kirchen, Verbände und Wirtschaft zu innovativem Handeln ermutigt.

WELCHE RESSOURCEN BRAUCHEN HERANWACHSENDE ZUR PRODUKTIVEN LEBENSBEWÄLTIGUNG IN EINER SOLCHEN GESELLSCHAFT?

Was bedeuten solche grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen für Kinder und Jugendliche? Die 13. Shell-Studie hat gezeigt, dass immerhin 35% der westdeutschen und 42% der ostdeutschen Jugendlichen eher düster in die erwartbare Zukunft blickt. Und bemerkenswert finde ich, dass sich nur 21% gut auf zukünftige Entwicklungen vorbereitet fühlen. Die PISA-Studie hat die Heranwachsenden bestätigt. Es wird also zu fragen sein, welche Kompetenzen denn in einer Welt notwendig sind, deren lange Zeit (scheinbar) stabiler Grundriss aus den Fugen geraten und damit in hohem Maße krisenanfällig geworden ist – vielleicht sogar als Dauerzustand. Wer sich heute in Deutschland mit der Lebenssituation und den Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen beschäftigt und wer danach fragt, mit welchen Krisen sie konfrontiert sind und über welche Ressourcen zu deren produktiver Bewältigung sie verfügen, der wird dem Stichwort PISA nicht entgehen können.

Die Panik, die durch PISA ausgelöst wurde, hat deren Kern verfehlt. Bei PISA geht es um Basiskompetenzen für Lebensbewältigung in einer widersprüchlichen Welt des digitalen Kapitalismus, „Basiskompetenzen, die in modernen

¹ Bericht der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ vom 02.06.2002, S. 127.

Gesellschaften für eine befriedigende Lebensführung in persönlicher und wirtschaftlicher Hinsicht sowie für eine aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben notwendig sind“ (Deutsches PISA-Konsortium 2001, S. 29). Vielmehr kommt es darauf an Heranwachsende in ihren Ressourcen so zu stärken, dass sie ihre eigene Identitätspassung finden. Diese Empowermentperspektive ist unabdingbar an verbindliche und umfassende Partizipation gebunden, die von Erwachsenen nicht als Gnadenerweis aus der politischen Dominanzkultur der Erwachsenen eröffnet, aber auch wieder genommen werden kann, wenn es dieser politisch nicht mehr opportun erscheint.

Welche Ressourcen benötigen nun Heranwachsende, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Weg in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die folgenden nennen:

❖ *Lebenskohärenz*

In einer hochpluralisierten und fluiden Gesellschaft ist die Ressource „Sinn“ eine wichtige, aber auch prekäre Grundlage der Lebensführung. Sie kann nicht einfach aus dem traditionellen und jederzeit verfügbaren Reservoir allgemein geteilter Werte bezogen werden. Sie erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft. Im Rahmen der salutogenetisch ausgerichteten Forschung hat sich das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) als ein erklärungsfähiges Konstrukt erwiesen (vgl. Antonovsky 1998). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind "symbolisches Kapital", also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.

Die empirische Datenlage bei den Phänomenen Gewalt und Sucht zeigen deutlich, dass das Kohärenzgefühl sich auch in diesen Risikobereichen als Wi-

derstandsressource erweist. Jugendliche, die das Gefühl haben, die Welt zu verstehen und im Griff zu haben, neigen wesentlich weniger zu gewaltförmigem Verhalten oder zum Drogenkonsum.

❖ *Boundary management*

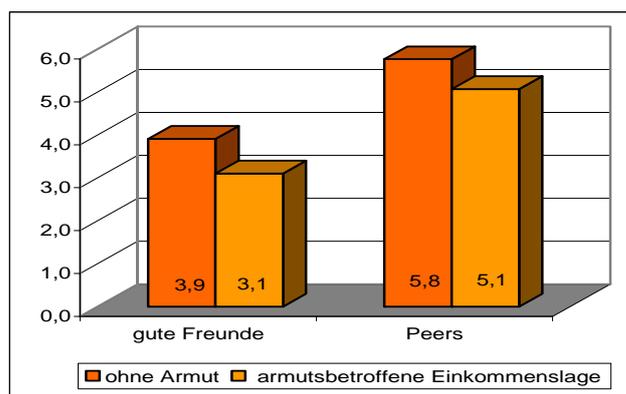
In einem soziokulturellem Raum der Überschreitung fast aller Grenzen wird es immer mehr zu einer individuellen oder lebensweltspezifischen Leistung, die für das eigene „gute Leben“ notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen. Als nicht mehr verlässlich erweisen sich die Grenzpfähle traditioneller Moralvorstellungen, der nationalen Souveränitäten, der Generationsunterschiede, der Markierungen zwischen Natur und Kultur oder zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Optionsüberschuss erschwert die Entscheidung für die richtige eigene Alternative. Beobachtet wird – nicht nur – bei Jugendlichen eine zunehmende Angst vor dem Festgelegtwerden („Fixeophobie“), weil damit ja auch der Verlust von Optionen verbunden ist. Gewalt- und Suchtphänomene können in diesem Zusammenhang auch als Versuche verstanden werden, entweder im diffusen Feld der Möglichkeiten unverrückbare Grenzmarkierungen zu setzen (das ist nicht selten die Funktion der Gewalt) oder experimentell Grenzen zu überschreiten (so wird mancher Drogenversuch verstanden). Letztlich kommt es darauf an, dass Subjekte lernen müssen, ihre eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen, auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung.

❖ *Soziale Ressourcen*

Gerade für Heranwachsende sind neben familiären Netzwerken ihre peer groups eine wichtige Ressource. Im Rahmen der Belastungs-Bewältigungsforschung stellen soziale Netzwerke vor allem einen Ressourcenfundus dar. Es geht um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Das Konzept der „einbettenden Kulturen“ (Kegan 1986) zeigt die Bedeutung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke für den Prozess einer gelingenden Identitätsarbeit vor allem bei Heranwachsenden. Dies kann im Sinne von Modellen selbstwirksamer Lebensprojekte erfolgen, über die Rückmeldung zu eigenen Identitätsstrategien, über die Filterwirkung kultureller und vor allem medialer Botschaften bis hin zur Bewältigung von Krisen und Belastungen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Netzwerke bedürfen der aktiven Pflege und ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht selbstverständlich auch vorhanden sind. Für sie muss etwas getan werden, sie bedürfen der aktiven Beziehungsarbeit und diese wiederum setzt soziale Kompetenzen voraus.

Sind diese Kompetenzen im eigenen Sozialisationsmilieu nicht aktiv gefördert worden, dann werden die „einbettenden Kulturen“ auch nur ungenügend jene unterstützende Qualität für eine souveräne Lebensgestaltung erzeugen können, die ihnen zukommen sollte.

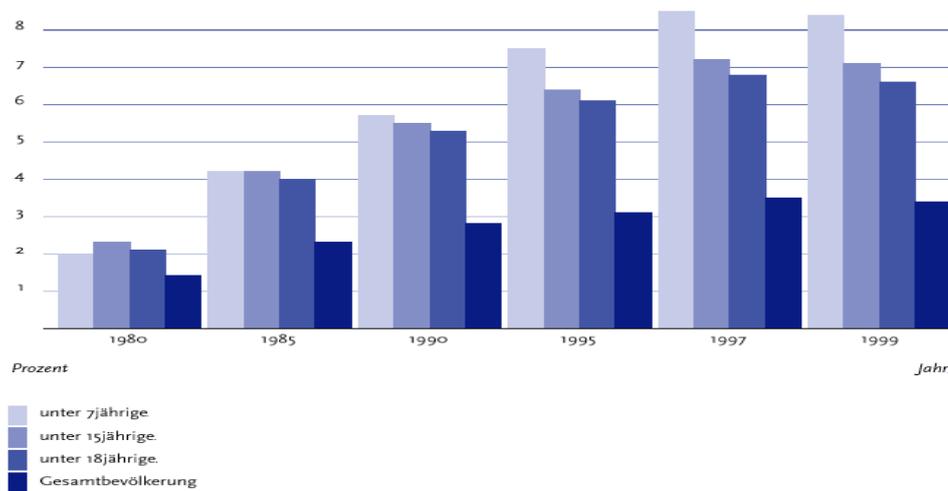
Das gegenwärtig durchgeführte Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts zeigt, dass soziale Ressourcen in Form von guten Freunden und der Einbindung in Gruppen Gleichaltriger sozial ungleich verteilt sind und das führt dann auch gleich zum nächsten zentralen Punkt:



❖ *Materielle Ressourcen*

Die Armutsforschung zeigt, dass Kinder und Jugendliche überproportional hoch von Armut betroffen sind und Familien mit Kindern nicht selten mit dem „Armutrisiko“ zu leben haben. Susanne Mayer hat es in DIE ZEIT so zusammengefasst: „In Deutschland sind Kinder zu 27 Prozent von Armut betroffen, das ist der zweithöchste Wert in Europa. Nur in Irland ist das Armutsrisiko der Kinder höher (28 Prozent), in Dänemark liegt es bei 11 Prozent. Widerfährt deutschen Kinder das Missgeschick, in einem Haushalt alleinerziehender Eltern zu landen, steigt ihre Chance, dass es äußerst ärmlich zugeht, auf 47 Prozent. Würden diese Kinder in Schweden bei Papa oder Mama leben, wären nur 19 Prozent von ihnen arm. Könnten Kinder sich ihr Geburtsland aussuchen, nun, Deutschland wäre vermutlich nicht die erste Wahl“.

Tabelle: Sozialhilfeabhängigkeit von Kindern und Jugendlichen



Quelle: Robert-Koch-Institut (Hg.) (2001). Armut bei Kindern und Jugendlichen.

Da materielle Ressourcen auch eine Art Schlüssel im Zugang zu anderen Ressourcen bilden, entscheiden sie auch mit über Zugangschancen zu Bildung, Kultur und Gesundheit. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Von die Chance auf Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung ist für Heranwachsende kaum möglich, Autonomie und Lebensouveränität zu gewinnen.

Tabelle: Gesundheitliche Situation von Kindern und Jugendlichen (12 – 16 Jahre) nach der sozialen Lebenslage (in Prozent; gerundet)

Gesundheitsindikatoren	Armutsguppe	Übrige	Odds-Ratio
Gesundheitszustand: Nicht sehr gut	12	7	1,8
Subjektives Wohlbefinden: Nicht sehr glücklich	20	11	2,1
Selbstbewusstsein: Selten / Nie	24	16	1,6
Hilflosigkeit: Häufig / Immer	9	4	2,3
Einsamkeit: Sehr / Ziemlich oft	16	9	1,9
Fühle mich alleam. schlecht: Öfters in der Woche	9	5	2,0
Schlafstörungen: Öfters in der Woche	25	20	1,4
Kopfschmerzen: Öfters in der Woche	14	12	...
Magenschmerzen. Öfters in der Woche	11	7	1,8
N=3272	588	2575	

Quelle: HBSC-Survey 1998; Universität Bielefeld

Die gesellschaftlichen „disembedding“-Erfahrungen gefährden die unbefragt selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft. Die „Wir-Schicht“ der Identität – wie sie Norbert Elias nennt –, also die kollektive Identität wird als bedroht wahrgenommen. Es wächst das Risiko, nicht zu dem gesellschaftlichen Kern, in dem sich dieses „Wir“ konstituiert, zu gehören. Die Soziologie spricht von Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Nicht zuletzt an der Zunahme der Migration wird der Konflikt um die symbolische Trennlinie von Zugehörigkeit und Ausschluss konflikthaft verhandelt. Rassistische Deutungen und rassistisch begründete Gewalt sind Teil dieses „Zugehörigkeitskampfes“.

❖ *Anerkennungskulturen*

Eng verbunden mit der Zugehörigkeitsfrage ist auch die Anerkennungserfahrung. Ohne Kontexte der Anerkennung ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen. Auch hier erweisen sich die gesellschaftlichen Strukturveränderungen als zentrale Ursache dafür, dass ein „Kampf um Anerkennung“ entbrannt ist. In traditionellen Lebensformen ergab sich durch die individuelle Passung in spezifische vorgegebene Rollenmuster und normalbiographische Schnittmuster ein selbstverständlicher Anerkennungskontext. Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss – wie es Charles Taylor (1993, S. 27) herausarbeitet – auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: "So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortdauernden Dialog und Kampf mit signifikanten Anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtigere Rolle spielt." Taylors zentrale These ist für ein Verständnis der Hintergründe von Gewalt und Sucht zentral: Er geht davon aus, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (werde), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann

Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (S. 13f.).

❖ *Interkulturelle Kompetenzen*

Die Anzahl der Kinder und Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben, steigt ständig. Sie erweisen sich als kreative Schöpfer von Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie zu dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden. In der schulischen Lebenswelt treffen Heranwachsende aufeinander, die unterschiedliche soziokulturelle Lern- und Erfahrungsvoraussetzungen mitbringen, die zugleich aber auch den Rahmen für den Erwerb interkultureller Kompetenzen bilden.

❖ *Zivilgesellschaftliche Kompetenzen*

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte durch ihr Engagement zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. „Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen

und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen" (Ottawa Charta 1986). Wie aber sieht es genau mit diesen Bedingungen aus. Was wissen wir über die Chancengleichheit in der gezipilgesellschaftlichen Gestaltungskompetenz?

LITERATUR

- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (2000). Liquid modernity. Oxford: Polity Press.
- Bauman, Z. (2005). Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburger Edition.
- Berger, P.L. (1994). Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit. Frankfurt: Campus.
- Böhnke, P. (2005). Am Rande der Gesellschaft. Risiken sozialer Ausgrenzung. Opladen: Barbara Budrich.
- Bundesjugendkuratorium (2001). Streitschrift „Zukunftsfähigkeit sichern! – Für ein neues Verhältnis von Bildung und Jugendhilfe. Bonn.
- Bundesregierung (2005). Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Castells, M. (1991). Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M.Wentz (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus, S. 137 - 147.
- Castells, M. (1996). The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell (deutsch: (2001). Die Netzwerkgesellschaft. Opladen: Leske + Budrich
- Gensicke, T., Picot, S. & Geiss, S. (2006). Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heinze, R. & Keupp, H. (1997). Gesellschaftliche Bedeutung von Tätigkeiten außerhalb der Erwerbsarbeit. Gutachten für die "Kommission für Zukunftsfragen" der Freistaaten Bayern und Sachsen. Bochum/München.
- Heitmeyer, W. (2005). Die verstörte Gesellschaft. In: DIE ZEIT vom 15. Dezember 2005, S. 24.
- Honneth, A. (1994). Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt: Suhrkamp.
- Infratest Burke (1999). Freiwilligenarbeit, ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches Engagement. Repräsentative Erhebung 1999. München.
- Keupp, H. (2000). Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement Heranwachsender. München: SOS-Kinderdorf.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W. et al. (2002). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 2. erweiterte Auflage. Reinbek: Rowohlt 1999.
- Keupp, Heiner: Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: dgvt-Verlag 1997.
- Klages, H. (2002). Der blockierte Mensch. Zukunftsaufgaben gesellschaftlicher und organisatorischer Gestaltung. Frankfurt: Campus.
- Negt, O. (1998). Lernen in einer Welt gesellschaftlicher Umbrüche. In H.Dieckmann & B.Schachtsiek (Hg.), Lernkonzepte im Wandel. Stuttgart: Klett, S. 21 - 44.
- Neller, K. & Deth, J.W.van (2006). Politisches Engagement in Europa. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 30-31.
- Sen, A. (2000). Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Hanser.
- Taylor, C. (1993). Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt: S.Fischer.

- Taylor, C. (2002). *Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1994). *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1995). *Das Unbehagen an der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Trojan, A.& Stumm, B. (Hg.) (1992). *Gesundheit fördern statt zu kontrollieren*. Frankfurt: Fischer.